Das Kleid.

Man braucht weder kleinlichen Geistes, noch eitel oder putzsüchtig zu sein, um sich in geringerem, schlechtsitzendem, unmodischem Anzuge unter Bessergekleideten unbehaglich und gedrückt zu fühlen. Man soll durchaus nicht so hohen Werth auf das Kleid legen, doch auch seine Bedeutung nicht unterschätzen, fühlt man sich doch auch, wenn man sein Alltagsgewand ab- und sein Feierkleid angelegt hat, unwillkürlich gehoben, harmonischer, freier gestimmt. Ein hervorragender Schriftsteller sagt irgendwo: „Es ist mir keineswegs gleichgiltig, wie ich gekleidet bin, noch auch, was Andere von meiner Kleidung denken." Es gibt Frauen und junge Mädchen, welche, obgleich beschränkt in ihren Mitteln, durch Geschicklichkeit, Geschmack und Schönheitssinn für geringere Kosten sich stets anmuthig und modern zu kleiden verstehen, stets für das Auge Anderer einen freundlichen Anblick gewähren, andere, in ähnlicher Lage, aber dieses Talentes ermangelnd, werden sich immer von ihrer Umgebung abstechend fühlen, sie werden fühlen, daß sie Blicke streifen, die sie verlegen machen, kurz, daß sie geringer geachtet werden, als sie es ihrer Lebensstellung nach verlangen könnten. Es ist geschmacklos und auffallend, allen Launen und Ausschreitungen der Mode in seiner Kleidung zu folgen, sie womöglich noch zu übertreiben, doch ebenso geschmacklos und noch auffallender ist es, die herrschende Mode gar nicht zu beachten, sich bewußt und absichtlich unmodern zu tragen. Besonders auf Reisen, unter Fremden u. s. w. soll man möglichst mit genügend frischer, kleidsamer, wenn auch immerhin einfacher Toilette versehen sein, man soll nicht durch Zuviel, noch durch Zuwenig auffallen, wenn man sich einigermaßen wohl fühlen will. Man denke nicht, daß es nur recht beschränkt urtheilende Menschen oberflächlicher Natur sein müssen, an deren Umgang uns gar nichts liegen kann, die nach dem Kleid urtheilend, sich durch dieses angezogen oder abgestoßen fühlen, ehe sie noch den inneren Werth eines Menschen geprüft haben. Aber man darf auch nicht vrgessen, daß im äußeren Menschen, seiner Tracht, sich mehr oder minder auch der innere Mensch wiederspiegelt, daher man diejenigen nicht so ganz verdammen kann, die uns nach dem Kleide beurtheilen. Ganz bedeutenden Leuten verzeiht man eine vernachlässigte Kleidung, dem Durchschnittsmenschen nicht. Ehren wir nicht auch unsere Freunde, welche uns doch längst nach unserem inneren Werth schätzen und lieben, wenn wir in geschmackvollem Gewand, freundlich geschmückt ihre Schwelle überschreiten, mit dem Alltagskleid auch die kleinen Alltagskümmernisse hinter uns zurücklassend? Selbstverständlich soll nicht dem Luxus und Kleiderprunk hier das Wort geredet werden, im Gegentheil ist saubere, kleidsame Einfachheit weit eleganter und ansprechender, als eine kostbare überladene Toilette. Auffallend besser gekleidet zu sein als andere, mit denen wir uns zusammen befinden, ist noch peinlicher als das oben erwähnte Gegentheil. Die Hausfrau vor allem soll immer einfacher gekleidet sein als ihre Gäste, das junge Mädchen einfacher als die verheirathete Frau. Ein feines Taktgefühl wird hier immer das Richtige finden. Geschmack, Anmuth, Grazie, welche auch das unscheinbarste Kleid und dessen Trägerin verschönen und mit wohlgefälligem Reiz umhüllen, sind angeborene Gaben, die sich nicht erlernen lassen, doch Geschick läßt sich durch Uebung und Geduld erlernen und erwerben. Es sollte daher jedes junge Mädchen wenigstens so viel schneidern, wohl auch etwas Putz anfertigen lernen, um an ihrer Toilette zum mindesten nachhelfen, sie verbessern modern, kleidsam machen zu können, um doch nicht ganz von der Arbeit anderer abhängig zu sein. Sie wird, wie auch ihre Verhältnisse sich gestalten, sich dann stets in der Lage befinden, nicht nur große Geldersparnisse zu machen, sie wird sich auch viel Aerger, Verdruß, Kränkung ersparen. Sie wird den Vortheil haben, im Hause, in Gesellschaft, auf der Straße, den Ihren und anderen nie einen unschönen, geschmacklosen Anblick zu bieten, sie wird um ihres Kleides willen nicht der Geringschätzung ausgesetzt sein und sich dabei doch nicht einer Toilettenverschwendung schuldig machen. Für den Fall aber, daß sie sich eine solche sogar gestatten dürfte, wird sie ihrer Schneiderin wenigstens von dem Modernen das ihr individuell Kleidsamste angeben können, sie wird sich nicht blindlings deren Anordnungen fügen müssen.

— Mitschuldige. Arzt: Wären Sie damit einverstanden, wenn ich — nicht zu Ihrer Beunruhigung, sondern zu meiner Beruhigung — einen Collegen zu Rathe ziehen würde? Patient (resignirt): Nehmen Sie so viel Mitschuldige, Herr Doktor, als Sie wollen, wenn Sie meinen, daß dies ein Milderungsgrund für Sie ist.

— Der beste Beweis. „Piccolo, haben Sie gute Cigarren?" — „Jawohl!" — „Sind sie aber auch wirklich gut?" — „Das glaube ich! Die raucht unser Herr Oberkellner selbst!"

— Praktisch. „Hast Du schon Fräulein Else zu ihrer Verlobung gratulirt?" — „Ich habe ihr im vorhinein für alle ihre Verlobungen gratulirt!"

— Durchschaut. Dame des Hauses (zum ruinirten Lebemann): „...Offen gestanden, Herr Baron, bin ich mit Ihrer Bewerbung um die Hand meiner Schwester nicht einverstanden.... aber ich will Ihnen einen Rath geben; Versuchen Sie doch einmal Ihr Glück — in der Lotterie!"

Sennor Gibson's Rache.

Skizze aus New Mexico von W. v. Schierbrand.

1.

Im Gefängniß zu Trujillo lag schon seit über einem Jahre ein Amerikaner, der unter seinen mexikanischen Nachbarn allgemein als Sennor Gibson bekannt war. Der Theil von Neu-Mexico, in dem Trujillo liegt, ist fast nur von „Greasers" bewohnt, wie der Spottname aller Mexikaner bei den Leuten angelsächsischer Rasse lautet, und es hatte seiner Zeit große Verwunderung erregt, als Webster Gibson, der aus Connecticut gebürtig und das wahre Urbild eines Yankees war, sich unter den braunhäutigen, nur Spanisch sprechenden Bewohnern des Landes ansiedelte. Mit seiner hageren, langen, muskulösen Gestalt und dem blonden Kinnbart stach er auch gar zu sehr ab gegen die Uebrigen. Man erfuhr bald, daß Sennor Gibson in Mexico beim Goldwaschen ein ganz hübsches Vermögen erworben hatte, und als er sich eine Hacienda 20 Meilen von Trujillo kaufte, da bezahlte er mit baarem Gelde. Es dauerte indeß nicht lange, und man hatte erfahren, was den verhaßten „Gringo", den Mann einer anderen, ketzerischen, übermüthigen Rasse, zum Ansiedeln gerade in jener Gegend bewogen hatte. Denn eines Tages erfuhr die ganze Nachbarschaft, daß Gibson eine Tochter des Landes gefreit und heimgeführt hatte. Niemand anders war's, als die schöne Manuela, die Tochter des Ramon Yturbid, eines gänzlich verarmten Edelmannes, der seit der Besitzergreifung des Landes durch die Yankees sein Hab und Gut eingebüßt hatte und allmählich ganz dem Müßiggang und der Armuth verfallen war. Also Mitgift, wie sonst unter Mexikanern gebräuchlich, brachte die schöne Manuelita nicht in die Ehe mit dem Ketzer, aber das war ja auch gar nicht nöthig, denn er hatte ja so viel Reichthum, daß es für das neue Paar sowohl wie für den ganzen ausgedehnten Verwandtenkreis der Braut reichte. Die Hochzeit wurde mit großem Glanze gefeiert, wenn auch der mexikanische Priester, der den ungleichen Bund einsegnete, dies nur mit großem Widerstreben that, trotz des fürstlichen Geschenkes von dem Bräutigam, und bei dem festlichen Mahle, das der Ceremonie folgte, es Jedem sagte, der es wissen wollte, daß eine solche Ehe mit einem Ungläubigen, einem Ketzer und „Gringo", kein gutes Ende nehmen könne.

Nach der Hochzeit ließ Sennor Gibson sein Haus, das schönste in Secorro County, noch vergrößern und verschönern, und seine Hacienda war bald berühmt wegen des schönen, gutgepflegten Viehstandes und der neumodischen Verbesserungen, die darauf angebracht wurden. Von weit und breit kamen die Verwandten der Braut und genossen die Gastfreundschaft des Sennor Gibson, und Don Ramon mit seiner ganzen Familie ließen sich dauernd nieder bei dem jungen Paare, und nun war Schmalhans nicht mehr Küchenmeister bei ihnen. Mit Don Ramon war auch Don José Saltillo gekommen, der Vetter Manuela's, ein vortrefflicher Gesellschafter, der alle Liebes- und Spottlieder, die vom Rio Grande bis zum Popocatepetl gesungen werden, auswendig wußte und sich auf der Guitarre dazu zu begleiten verstand. Kurzum, es war ein lustiges, bewegtes Leben und Treiben auf La Palud, der Hacienda des Sennor Gibson, und die schöne, junge Frau schien mit ihrem silberhellen Lachen und ihrem lustigen Trällern von früh bis spät zu beweisen, daß Padre Antonio, der finstere Priester, mit seiner Prophezeiung Unrecht gehabt, denn den Himmel ihres Eheglücks schien auch kein Wölkchen zu verdüstern.

2.

Da erfolgte die Verhaftung Sennor Gibson's — mitten in der Nacht war er aus den Armen seines Weibes gerissen und unter der Anschuldigung, einen Mord in Mexico begangen zu haben, über die steinige, staubige Llanos nach Trujillo geschleppt worden. Und seitdem war, wie gesagt, mehr als ein Jahr vergangen. Gibson war unschuldig, und mit der typischen Sorglosigkeit der Amerikaner hatte er Anfangs die Gefahr unterschätzt, die ihm drohte. Bei den Verhören, die erfolgt waren, hatte er dargethan — so glaubte er —, daß er nichts Unrechtes begangen hatte. Aber es lagen scheinbar starke Beweise für seine Schuld vor, und Monat auf Monat war verflossen, ohne daß man ihm seine Freiheit wiedergab. Zwei Mexikaner bezichtigten ihn des Mordes, und ihre Aussagen lauteten so bestimmt und liefen so völlig überein, soweit Ort und Zeit und Umstände in Belang waren, mit denen des Angeschuldigten selbst, daß der Fall wirklich sehr schwarz gegen ihn aussah. Gibson hatte vom Gefängnisse aus wiederholt Anstrengungen gemacht, einen tüchtigen Anwalt sich von Albuquerque kommen zu lassen, und auch an den Gouverneur hatte er mehrere Beschwerdeschriften gerichtet, aber es erfolgte keine Antwort darauf.

Im dreizehnten Monate seiner Haft endlich kam ihm Licht in dieses Dunkel. Man steckte zu ihm in dieselbe Zelle einen Mexikaner, einen Wegelagerer der niedrigsten Sorte, und obwohl anfänglich Gibson mit diesem Kerl nichts zu thun haben wollte, so siegte doch das Bedürfniß, etwas von der Außenwelt zu erfahren, über seinen Stolz, und so entspann sich denn bald eine Unterhaltung. Die schlimmsten Befürchtungen des Eingekerkerten wurden ihm da bestätigt. Zalada, der Wegelagerer, theilte ihm mit, daß er das Opfer eines Complotts sei, das von dem Vetter der jungen Frau, Don José, angezettelt worden sei und an dem sich nunmehr die ganze Familie Manuela's betheilige, weil man die Rache des Getäuschten fürchtete, sobald er in Freiheit gesetzt sei. Don José sei, ohne daß Gibson dies geahnt, der Geliebte Manuela's gewesen vor ihrer Hochzeit, und um sich jetzt in den Besitz des Weibes zu setzen und zugleich der Familie das ganze, reiche Erbe des gehaßten Amerikaners zu verschaffen, war ein teuflischer Plan geschmiedet worden, ihn fälschlich des Mordes anzuklagen und ihn auf diese oder jene Weise unschädlich zu machen. Wie gut der Plan gelungen war, das wußte Niemand besser, als Gibson selbst, der jetzt zähneknirschend wie ein wildes Thier in seiner Zelle auf- und niederrannte und über Mittel und Wege nachdachte, um die Freiheit zu gewinnen. Daß seine Wärter, daß der Richter selbst und der Kerkermeister von dem Anstifter des Complotts, von Don José und seiner Familie, bestochen worden seien, um ihn im heißen, fieberschwangeren Gefängniß womöglich vermodern zu lassen, darüber hegte Gibson nun keine Zweifel mehr. So waren wohl auch die Briefe, die er geschrieben, unterschlagen und nie an ihre Adresse befördert worden. Hilfe von Außen war also nicht zu erwarten. Aber Gibson war entschlossen, seinen Feinden trotzdem ein Schnippchen zu schlagen und sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Schon wühlte das Fieber in seinem Gehirn und seine Glieder waren matt und sein Leib abgezehrt von Sorge und Kummer und schlechter, ungenügender Nahrung. Noch einige Wochen vielleicht, und man konnte wirklich seine Knochen in die Grube werfen. Es galt sofortiges Handeln.

Durch reiche Versprechungen gewann der Betrogene seinen Mitgefangenen, um ihm seinen Beistand zu leihen, und am dritten Tage darauf war es den Beiden gelungen, sich einen unterirdischen Gang zu graben, der sie in die Freiheit, jenseits der dicken Mauer des Gefängnißhofes, führte. In der Nacht brachen sie aus, und Gibson verfolgte nun allein seinen Weg bis nach seiner schönen Hacienda La Palud.

Wie würde er dieselbe wiedersehen? Wie konnte er am schnellsten und am sichersten seine Rache nehmen, ehe ihn die Häscher wieder einfingen? Diese Gedanken und die Erinnerung an sein pflichtvergessenes, falsches Weib, die schöne Manuela, quälten und peinigten ihn, als er in der kühlen Nachtluft sich mühsam den Weg bahnte, denn seine Glieder versagten häufig den Dienst, aller Anstrengungen durch die lange Haft ungerechnet, und er mußte sich häufig setzen, Athem schöpfen und wieder nachdenken.

3.

Am frühen Morgen, noch vor Sonnenaufgang, traf er auf La Palud ein. Wie ein Dieb schlich er sich in's Haus, in dem noch völlige Ruhe herrschte. Sein ungetreues Weib sehen — den Verführer, jenen Teufel in Menschengestalt, dem er bis dahin nichts als Gutes erwiesen, bei der Kehle fassen und würgen, bis er ihm ein Geständniß seiner Schuld abgepreßt — diese Gedanken standen flammenhell in seinem Hirn, als er die breite Veranda, die das Haus umgab, sachte mit katzenartigem Tritt dahinglitt. Jetzt hatte er das durch grüne Jalousien geschlossene Fenster des Schlafzimmers erreicht — desselben Schlafzimmers, aus den man ihn jene Nacht gerissen, und, sich auf die Kniee lassend, lugte er durch die Spalten der Jalousien —

Fünf Minuten später erhob er sich wieder — todtbleich, aber Grimm, der Grimm des Getäuschten und Verrathenen, loderte in seinen Augen.

Vorsichtig tastete er seinen Weg bis zum Speisezimmer auf der anderen Seite des Hauses. Es war unverschlossen, und schnell glitt er durch die Thür hinein. Sein erster Griff war nach einer Winchesterbüchse, die über dem kleinen Schranke an der Wand hing. Er nahm das Gewehr herab, befühlte es wie eine Mutter ihr Kind, fand, daß es geladen war, und nahm es in die Hand. Dann schlich er wieder zurück nach dem Fenster des Schlafzimmers, vor dem er schnell in die Kniee sank, denn er hörte Stimmen aus dem Zimmer dringen. Er horchte mit gespannter Aufmerksamkeit.

„Nein, Pobrecita, dieser Mann, der sich vermaß, Dein Gatte zu werden, wird nie wieder das Tageslicht sehen," sprach die Stimme Don José's, „denn es sind Vorkehrungen getroffen worden, um ihn so oder so aus dem Wege zu räumen. Da es mit der Haft und mit der Untersuchung nicht schnell genug geht, und zu befürchten ist, daß die Regierung in Washington oder die Freunde Gibson's im Orte sich in die Sache mengen könnten, so ist es mir gelungen, einen der Gefängnißwärter zu bewegen, dem Manne scheinbar bei seiner Flucht aus dem Gefängniß behilflich zu sein. Auf dieser Flucht, die in den nächsten Tagen vor sich gehen soll, wird der elende Gringo aber erschossen werden. Das ist das Sicherste, Pobrecita."

Ein Seufzer drang an das Ohr des Lauschenden.

„Ach, Geliebter, und dann werden wir uns ganz angehören!"

In diesem Moment vernahm man ein eigenthümliches, scharrendes Geräusch vom Fenster her, und Don José erhob sich, um nachzusehen.

„Carramba," murmelte er, „wer kann das sein?"

Es war sein letztes Wort. Im nächsten Moment donnerte ein Schuß, und dann noch einer.

Mitten im Rauche, der ihn in bläulichen Wölkchen umwogte, stand der betrogene Ehemann. Don José war gefallen, wie er stand, aber weiter im Innern des Zimmers, mit Augen, die Schrecken und Schuld noch im Tode verkündeten, lag Donna Manuelita, die schöne, herzlose Verführerin.

Gibson schulterte seine Winchesterbüchse und schritt schnell weg vom Orte der That.

„Von den Mexikanern will ich mich wenigstens nicht zu Mincemeat machen lassen," flüsterte er vor sich hin, als er den Weg nach Norden einschlug.

* *

Man hat in Trujillo nie wieder etwas von Sennor Gibson gehört. Aber alljährlich empfängt der finstere Priester, Padre Antonio, der damals vor der ungleichen Ehe gewarnt, eine ansehnliche Summe von einem anonymen Geber, die er zu Seelenmessen für das ewige Heil der beiden Erschossenen verwenden soll.

Socken und Schäfer.

Ein Geschichtel aus dem „Stoansteirischen" von Peter Rosegger.

Der alte Gräberer kommt in's Städtlein und besucht seinen Herrn Vetter. Anfangs, als er eingetreten, spricht er lauter ewige Wahrheiten: daß der Berg aufwärts schnaufen und abwärts „knieschnappen" macht und daß der liebe Gesund halt's Beste wäre! Allmählich geht er weiter, rückt heraus mit einem Geheimniß und er möchte den Herrn Vetter frei so viel gern um Rath fragen. — Und duschelt ihm Eins hin.

„Was? Heirathen wollt ihr?" schreit der Vetter zurück. „Jetzt hab' ich gemeint, ihr hättet schon lange geheirathet!"

„Das wohl, das wohl. Ei freilich, geheirathet wohl. Aber auch schon lang' wieder gestorben. Weil ich das erstemal eine Alte hab' derwischt. Diesmal probir ich's mit einer Jungen. Gelt, jetzt schaut der Herr Vetter!"

Dieser guckt dem Alten in das runzlige Gesicht und frägt: „Wie steht's mit der Gesundheit?"

„Vergelts Gott. Soweit passabel," antwortet der Gräberer. „Und schlecht hat's bei mir Keine. Müßt' wohl lügen, wenn ich thät sagen, daß es Eine bei mir schlecht hätt'. Alles kann sie haben, was ihr Herz verlangt. Wenn ich Eine einmal gern' hab', da laß' ich mich nicht spotten, ich! — Also, was sagt der Herr Vetter dazu?"

Der Vetter sagt: „Thut Ihr gern Geschichten lesen? Ja? Nun also, dann nehmt einmal dieses Büchel mit." Er zieht aus der Tischlade ein braunes Bändchen hervor, thut ein wenig mit demselben um und steckt es dem Gräberer in den Rocksack. „So. Unterwegs auf der Heimfahrt zum Zeitvertreib."

„Schön Dank. Und des Heirathens wegen?" — Sagt der Vetter: „Ist schon recht. In solchen Sachen red' ich nichts drein."

Gut ist's. Und auf der Heimreise, wie der Gräberer so hübsch bequem im Wagen sitzt und über die schöne Zeit nachdenkt, die jetzt anrücken soll, greift er um die Tabakspfeife in den Sack und ertappt das braune Büchlein. An einer bestimmten Stelle ist ein erklecklich großes Eselsohr eingebogen, und da steht gerade die Geschichte: „Wie aus einem Paar Socken der Schäfer ist worden."

Ein spaßiger Titel. Wird wieder einmal was Sauberes sein; hat lauter so Sachen, der Vetter. Die Brillen heraus. Werden wir's halt sehen. — Und also stand's geschrieben: — Ehemänner allesammt, kommt zu mir, ich will euch etwas sagen. Will euch ein gutes Beispiel zeigen, wie ihr Euch zu verhalten habt gegen Euere Ehegesponsinnen. Will euch erzählen vom Paul Pinggelbaum, so wie der müßt ihr's machen, so ist's recht, so haben es die Weiber gerne. Höret zu mit Fleiß und Aufmerksamkeit.

Der Paul hat ein junges, feines Weibsen gehabt. Sie ist etwas jünger gewesen als er, wofür Niemand verantwortlich gemacht werden kann, sie hat das rechtzeitige Aufdiewelltkommen versäumt um sechsundzwanzig Jahre, sonst könnte sie genau so alt sein als er. Und der Paul hat sein junges Trauderl ganz unmöglich lieb gehabt. Und natürlich sie ihn auch — ganz unmöglich lieb. Denn weil er ihr jedesmal, so oft er vom Dorf oder vom Städtlein heimgekommen, etwas mitgebracht hat, etwas Schönes, oder etwas Gutes, oder beides nebeneinander. Sie hat es gar holdselig angenommen und stets gesagt: „Brav bist, Paul! — So und jetzt kannst schon wieder gehen."

Und daß die Sach' in guter Ordnung vorgebracht wird: Einmal geht der Paul auf den Jahrmarkt und bringt dem Weiblein — weil der kalte Winter schon über die Berge pfeift — ein paar wollene Socken heim.

Entzückt ruft die Trauderl: „Aber nein! Aber so schöne Socken! Und diese Wolle! Diese blühweiße Wolle! Brav bist, Paul! Aber sag' mir doch, wo bekommt man denn so eine wunderschöne Wolle? Davon möcht ich gleich ein paar Pfund haben zu Handschuhen, zu einem Unterjöppel, zu einem Nachthäubel. Mein liebes Mannerl wärst wohl, wenn Du mir solche Wolle thätst bringen."

„Werden halt trachten," sagt der Paul. Dann geht er nachfragen bei der alten Strickerin, der er die Socken abgekauft, woher sie die Woll' bezieht? Die nimmt sie beim Kaufmann. Er frägt beim Kaufmann. Der hat sie vom Juden. Er geht zum Juden, und der sagt es nicht, wo man die schöne wohlfeile Wolle kriegt. Drei Tage lang geht der Paul umher, da erfährt er schier zufällig denselbigen Schafstall, wo gerade wieder das weiße Schäflein geschoren wird. Gleich kauft er die Wolle und eilt damit voller Freuden heim zu seiner Trauderl.

„Herr Jesselas!" ruft sie aus, die Liebste, die Herzige, „eine solche Wolle! Wie bruderlweich und wie seidenfein! Das gibt ein Strickzeug! Brav bist, Paul! Aber was hab ich dann, wenn diese Wolle verstrickt ist? Und die Socken wieder hin sind! Oder glaubst, die werden's alleweil halten? Ja, pfeifen werden sie was! Und was meinst, daß ich nachher mein Lebtag in den alten Haderufetzen umzaschen soll? Dodel, Du alter! Geh sei so gut und heb' einmal Deinen alten Knochenschragen und schau, daß Du das Schaf heimbringst mit der Schur, und nit alleweil alles nur halb machen. Hast gehört?"

„Ist schon recht, Trauderl," sagt der Paul, „sei nur gut, Schatzerl, ich will Dir auch das weiße Schäflein bringen."

Schiebt sein Geldbeutlein in den Sack und geht, um das schöne feinwollige Schaf zu kaufen. — Was ihm nicht einfällt? wird er angeschnauzt, die beste Gattung verkauft man nicht. — Aber wenn er sie zwiefach zahlt! meint der Paul. — Solle schauen, daß er weiterkommt, heißt es, die besten Schafe verkauft man nicht. — Weiterkommen! Gesagt ist es leicht. Wohin soll er denn gehen, der Paul? Heim zum lieben Trauderl? Wer's wagt. Er nicht. Sie hat Kochlöffel und Feuerzangen und Töpfe und Wasserkübel in der Küche, alte Schuhe und den Stiefelknecht in der Stube; das alles und was sonst noch da ist in einem ordentlichen Haushalt, schickt sie ihm an den Kopf oder auf den Rücken, wenn er ohne Schäflein heimkommt. — Den ganzen Tag schleift der Paul im Walde umher, im schönen grünen Walde! Was nur die Leute dran haben! Lauter kellerkalter Schatten überall. Die Aeste kratzen, im Gestrüpp lauert der Fuchs, auf den Wipfeln krächzt der Geier. — So irrt der Paul umher und aus der Ferne schaut er hin auf sein Haus, wo über dem Schornstein still und lieblich der blaue Rauch in die Höhe steigt. Holzäpfel sucht er im Wald, sauer sind sie, aber immer noch süßer als die Trauderl, wenn er heimkommt ohne Schäflein.

Nun fängt sachte auch der Waldschatten an und macht Geschichten. Zuerst spielt er sich auf das Düstere, dieses auf das Dunkeln und Dämmern, dieses auf die Finsterniß, und die Finsterniß spielt sich auf die kohlrabenschwarze Nacht. Nun, die Nacht wäre das Schlimmste noch immer nicht gewesen, in der schwarzen Nacht hätte der Paul möglicherweise auf das weiße Schäflein vergessen. Wie er nun aber im Moose ruht und anfangen will zu schlafen, da fängt die hautfalsche Finsterniß an und wird wieder licht. Zuerst flimmert sie ein wenig, nachher steigt hinter den Bergen schwer und massig ein ganzes Gericht Gottes auf. Wetterleuchten, blitzen — murren, donnern, krachen, schnazen — tröpfeln, schnürlen, gießen, hageln. Auch das Lüfterl wird strenger: Die Zweiglein fächeln, die Aeste rauschen und schlagen aufeinander wie Gassenbuben, die Wipfel pfeifen, die Stämme brechen. Der arme Paul schauert und wimmert und denkt: Unangenehm ist es, aber für das liebe Weib leidet man alles gern.

Nun steht er auf einmal vor einer Hütte. Daneben der Schafstall mit dem weißen Schäflein. Auch gut, denkt sich der Paul, naß bin ich ohnehin schon, jetzt stehle ich das Schäflein. Das Gewitter ist so gut und macht Lärm, daß man des Thieres meckernden Hilferuf nicht hört und so macht sich's. — Waschnaß bis auf die Haut und zerschlagen bis auf die Knochen, so kommt er am Morgen mit dem Schäflein heim zu seinem Weib. — Nun das hätte man sehen müssen. Dieses Gethu mit dem lieben Vieh! Gehalst und geküßt über und über — dem armen Paul, die Zähne haben ihm gewässert, aber deren nur drei, mehr hat er nicht im Munde.

Und wie er so am Bettstaffel lehnt, fährt ihn die Trauderl an: „Was stehst denn Du noch da? Gehst denn Du heut' wieder nicht schlafen? Ich denk, Zeit wär's dazu um fünfi in der Früh! Diese Nachtfuchtlerei ist mir zuwider bis auf den Tod. Morgen wenn es zum Arbeiten ist, wirst wieder stinkfaul sein. Und wie das Fletz ausschaut, Du heilige Sankt Katharina! Fadelt nur grad so hinab, das Wasser, von Deinen Gewandfetzen! Mar und Josef, so ein altes Mannsbild!"

Er bleibt noch stehen, streichelt den Bettstaffel und sagt: „Trauderl, liebstes! Ein gutes Wörtel, wenn Du mir wolltest sagen! Eins hätt' ich heut' wohl verdient."

„So!" sagt das Weib. „So!" sagt sie.

„Es ist eine ungute Nacht gewest, Trauderl!"

„Ah, da schau man her!" lacht sie auf, „das ist nicht schlecht. Des Schäfleins wegen meinst Du wohl! Weil Du mir das Vieh hast gebracht! Alter Tepp, Du! Wenn Dir Dein Gehirn nicht schon ganz herausgeronnen wär bei der Nase, so könntest Du Dir's wohl denken, daß Eins mit dem Schäflein allein nichts anzufangen weiß. Oder verstehst etwan Du umzugehen damit? Du schon gewiß nicht, Du! Soll ich es jetzt verderben lassen, das arme Thier? Hab' ich Zeit, daß ich dabei steh' und es füttere und pflege? Was hilft mir das Schaf, wenn ich keinen Schäfer hab? Wärst Du ein Ehemann, wie sich's gehört, so brächtest mir auch den Schäfer mit, anstatt daß Du jetzt dastehst wie das Kind beim Scherben!"

„Aber Traudel, liebestes!"

„Ich bitt' Dich, laß' mich in Ruh!"

Der Paul steht da, kratzt sich hinter den Ohren und sagt: „Jetzt bin ich bös auf Dich, Du schlimmes Trauderl, Du!"

„Dummes Eselein, Du!" sagt auf einmal das Weibchen und versetzt ihm einen Klatsch an die Wange. Dieser Klatsch — er thut schier ein wenig bremseln, aber es ist ein Liebestascherl gewest! Denkt sich der Paul: o meine Trauderl, die liebeste...

Und am andern Tage — noch kaum ausgeschlafen hat er, der brave Paul, geht er hinaus in den Gau. Er ist verzagt und hochgemuth zugleich. Er sucht zum Schäflein das Zugehör.

Und jetzt hat er Glück — er begegnet dem Schäfer. Der ist ein junger, fester Kerl, geht in seinem stramm gespannten Beinkleid langsam daher und sagt, er suche ein Schaf. Ein weißes Schaf hätte er verloren.

Das ist eine wahre Schickung, denkt sich der brave Paul und sagt: „Du, Schäferbua! Das Schaf, das Du suchst, das weiß ich. Geh mit mir, ich führ' Dich, es geschieht Dir nichts. Kannst verbleiben bei mir, wenn Du willst, es wird Dir nichts fehlen."

So gehen sie allzweibeide miteinand. Der Paul hat eine närrische Freud', daß er seiner Traudel, der liebesten, den Wunsch kann erfüllen. Weil sie halt gar so viel herzig ist! — Sie kommen an's Haus, da sieht der Schäfer die Trauderl. Er schaut sie an — sie ihn. Haben sich lang angeschaut und gesagt haben sie nichts.

„Du Schäfer!" sagt der Paul und deutet auf das Schaf, das im Gärtlein munter graset, „da ist es."

Die beiden schauen sich immer noch an. Als ob sich die Augen in einander verhackelt hätten, so stehen sie da. Und jetzt wird dem Paul auf einmal angst und bang.

„Schäfer!" sagt er, „siehst es denn nicht! Das weiße Schaf!" Und wie das Thier jetzt blöckt, da hört es der Bursch und ruft aus: „Da ist es ja! Das ist mir gestohlen worden! Wer hat denn das gethan?"

„Der da!" sagt die Trauderl und zeigt mit beiden Zeigefingern auf den Paul.

„Gut ist's!" sagt der Schäfer. „Die Diebe muß man einsperren lassen!" Eine Stunde drauf ist der Landknecht da, der packt den Paul, schließt ihm die Hände zusammen mit einem eisernen Kettlein und treibt ihn davon.

Da hebt die Trauderl, die liebeste, das Schürzlein auf bis zu den Augen und klagt: „Meinen Alten treiben sie fort. Wen werde ich jetzt haben?" Und thut weinen.

Tritt ihr der Schäfer um einen Schritt näher und schaut sie wieder an. Und sie thut bitterlich weinen. Da tritt er noch näher, zwickt sie am Kinn, nimmt sie um den Hals, da thut sie schon ein klein Bissele lachen. — Sehet und so — so ist aus einem Paar Socken der Schäfer worden...

Nämlich diese Geschichte hat der alte Gräberer, der Bräutigam gelesen. Darauf hin guckt er eine Weile so etwas unsicher vor sich hin, trommelt mit dem Finger auf das Fensterglas und murmelt endlich: „Ist doch ein vertrakter Schelm, der Herr Vetter." —

Vier Wochen später, als Vater Gräberer mit seinem jungen Weibchen die Ringe tauscht, schreibt ihm der Vetter: „Gratuliere zum heiligen Ehestand, welcher das Alter ehrt, indem er die grauen Häupter — krönt."

— Reingefallen. Müller, (ein gefürchteter Schwätzer, faselt am Stammtisch wieder mal entsetzlich. Niemand kann ihn zum Schweigen bringen. Besonders den dicken Schulz, der den Statutenentwurf des neu zu gründenden Vereins vorlesen möchte, ärgert dies scheußlich. Endlich kommt ihm ein Gedanke, um den Schwätzer todt zu machen): Sie, Müller, unterbricht er ihn plötzlich, geheimnißvoll sich umblickend, können Sie schweigen? — Wie das Grab am Busento! — Na also, dann schweigen Sie endlich mal, damit ich den Herren die Statuten vorlesen kann!

— Erster Gedanke. Schwester (die sich mit einem reichen Gutsbesitzer verlobt, zu ihrem Bruder): Na, Brüderchen, was sagst Du zu meiner Verlobung? — Bruder: Ach — in der That ganz famos — da habe ich doch wieder Einen, den ich ordentlich — anpumpen kann!

— Der Unbestechliche. Bauer: Herr Actuar, Sie haben mir schon so viel Gutes erwiesen, hier bringe ich Ihnen eine kleine Anerkennung. — Actuar: Was will Er, Er Elementskerl? Glaubt er denn, ich lasse mich bestechen? Her mit dem Schinken und dann 'naus mit ihm.

— Geschmackvoller Vergleich. Förster: Schau, schau, Stiegelbauer, Deine Marie ist aber eine blitzsaub're Dirn geworden. — Stiegelbauer: Ja, das mein i wohl auch, und gar erst die jungen Mannsleut' — wann die das Madle anschau'n, da wässert ihna das Maul wie a Dachtraufen!

— Kleiner Unterschied. — Tante (liest): „Jetzt schien der Mond hell ins Zimmer und versilberte die Bücher auf Brunos Schreibtisch...." — Studiosus: „Na, siehst du Tante, und wenn ich mal ein paar Bücher versilbere, dann geräthst Du gleich aus dem Häuschen."

— Ausgenützt. Aelteres Fräulein: „Also, Sie übergeben den Brief und wenn er frägt, wer Sie schickt, sagen Sie nur, eine hübsche junge Dame, verstanden?" — Dienstmann: „Schon gut. Aber für die „hübsche junge Dame" legen Sie wohl noch zwanzig Pfennig zu?" —

— Bedenkliche Auskunft. A.: Nun, wer hat denn den Preis bei der Viehausstellung bekommen? Du oder Dein Onkel? — B.: Keiner von Beiden, ein fremder Ochse!

— Ein Aermster. „Nun, bist Du mit Deiner Heirath zufrieden?" — „Ach, weißt Du — meine Frau hält von früh bis spät Gardinenpredigten und die Schwiegermutter echot."

— Modern ausgedrückt. — Bewerber: „Fräulein Ella, erlauben Sie, daß ich bei Ihrem Herrn Vater um Sie handle?"

Das Universalmittel.

Wiener Humoreske von R. Wandel.

Herr Severin Schmerzenreich fühlte sich fürchterlich unwohl; er wußte nicht, was ihm eigentlich fehle, aber es stand für ihn außer Zweifel, daß er sich an der Schwelle des Todes befinde und der Knochenmann nur auf das Anklopfen warte, um „Herein!" zu rufen. Herr Schmerzenreich wollte indessen von einem Arzte nichts wissen, er hatte eine eigenthümliche Abneigung gegen Aerzte und deren Honorarrechnungen. Böse Menschen behaupteten auch, daß der Mann eigentlich gar nicht so krank sei.

Eines Tages fand Frau Schmerzenreich im Hausflur ein bedrucktes Blatt Papier, dessen Inhalt in der Anpreisung einer Universal-Medizin, der Anführung einer Anzahl von dadurch zu heilenden Krankheiten und der minutiösen Schilderung der Symptome derselben bestand. Sie brachte das Papier schleunigst ihrem Gatten, indem sie sagte:

— Severin, schau, da stehen alle menschenmöglichen Krankheiten d'rin, das les', da wirst vielleicht 'rausfinden, was eigentli mit Dir los is.

— Das soll i lesen? rief Herr Schmerzenreich erregt aus. In so an Kaszettel soll mei' Krankheit d'rin b'schrieb'n sein? Dös gibt's nöt'. Uebrigens, fuhr er fort, meinetswegen kannst mir a paar Krankheiten vorlesen, vielleicht zerstreut mi das a bisserl. I selber bin z' schwach zum Lesen.

Dabei lehnte er sich bequem in seinen Armstuhl zurück, indem er einen schweren Seufzer ausstieß.

— Jessas, Jessas, wie mir schlecht is, murmelte er noch, während seine Gattin ihre Vorlesung begann.

— „Schmerzen im Rücken und unter den Schulterblättern, häufiger Kopfschmerz, besonders über den Augen.."

— Dös hob i, stöhnte Herr Schmerzenreich.

— Ja, das bist Du, hauchte seine liebevolle Gattin und fuhr fort: „Ein Gefühl der Gedrücktheit und Schwäche, Brennen der Handflächen und Sohlen...."

— Dös bin wieder i, erklärte Herr Schmerzenreich.

— „Abneigung gegen körperliche Anstrengung." Das bist auch Du! rief seine Frau aus. Du bist fürchterlich faul, Severin!

— Na, na, dös bin i nöt, remonstrirte der Patient, i bin nöt im Mindesten faul, aber mei' armer, schwacher Körper vertragt ka Arbeit nöt. O weh! O weh! rief er dann plötzlich aus, indem er aufsprang und seinen Kopf in beiden Händen begrub.

— Was is's denn, Severin? Was is's denn? rief erschreckt seine Gattin.

— Uijegerl, entgegnete der Vielgeplagte, jetzt hat's mir an Stich von der großen Zehen bis in den Kopf geb'n und jetzt geht's mir rundumadum in Kopf 'rum. Gibt's so a Krankheit in Dein' Zed'l, Susi?

— Na, über dö Draherei steht nix d'rin, sagte die Frau etwas spitzig.

— Susi, rief nun Herr Schmerzenreich vorwurfsvoll, willst mi vielleicht frozzeln in an Moment, wo i mit an Fuaß in Grab steh'? Ja, ja, mit mir is 's aus. I wir glei' mei Testament machen; 's is freili kaum der Müh' werth.....

In diesem Momente klingelte die Glocke der Wohnungsthür, Frau Schmerzenreich eilte hinaus und kam mit einem Briefe für ihren Gatten zurück. Dieser öffnete ihn langsam und begann ihn mit einer wahren Leichenbittermiene zu lesen. Doch kaum hatte er einige Worte gelesen, als er mit einem Sprunge mitten im Zimmer auf seinen Füßen stand und eine Art indianischen Kriegstanzes auszuführen begann.

— Was ist geschehen, Severin? rief ängstlich die Frau. Was ist das schon wieder für ein neuartiger Anfall?

— Anfall? Teufel! erwiderte er, mit dem ganzen Gesichte schmunzelnd. Was glaubst Du, was dieser Brief enthält? Unser alter Onkel Weinstein ist gestorben und hat uns zehntausend Gulden vermacht. Da schreibt mir's der Advokat.

— Was sagst Du? Zehntausend Gulden? Wie edel vom Onkel Weinstein, zu sterben, das heißt, uns so viel Geld zu hinterlassen. Wie angenehm könnten wir jetzt miteinander leben, wenn's nicht leider schon zu spät wäre.

— Zu spät? Ja, warum denn zu spät?

— Na, Du bist ja doch selber zum Sterben.

— I? Ah freili, was denn! I hab' mei' Absicht g'ändert.

— Aber wie kannst Du denn mit Deinen entsetzlichen Leiden weiter existiren? fuhr die Frau, beharrlich ihren Gedanken festhaltend, fort.

— Hol' der Henker das Leiden! rief vergnügt ihr Gemahl. Zehntausend Gulden! Jetzt wird gelebt und wann Alles auf Fransen geht.

Und merkwürdig! Herr Severin Schmerzenreich war sofort von allen seinen Leiden geheilt. Man hörte ihn von nun an nicht mehr jammern und klagen. Er war lustig und guter Dinge, so lange — die zehntausend Gulden reichten. Das war für seine Krankheit, die Arbeitsscheu, das richtige Universalmittel.

— Billiger. — Nun, wie gefällt Ihnen mein Junggesellenheim? — Famos! Pompös eingerichtet; nur etwas fehlt drinn — eine Frau! — — Pah! — ist übrigens auch vorhanden! — Wie?! Ich glaubte doch, Sie seien ledig? Sie haben also schon eine Frau? — Jawohl, eine — Scheuerfrau, di kostet nicht so viel!